

Octavio Paz

Das Labyrinth
der Einsamkeit

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 404 der Bibliothek Suhrkamp

In seinen berühmten Essay beschreibt Octavio Paz, wie Mexiko -»auf der Suche nach sich selbst«- gegen den Anspruch eines übermächtigen Nachbarn in der eigenen Tradition sich zu-rechtfinden und behaupten muß.

Octavio Paz
Das Labyrinth der Einsamkeit

Essay

Übersetzung und Einführung
von Carl Heupel

Suhrkamp Verlag

Titel der spanischen Originalausgabe:
El laberinto de la soledad

Erste Auflage 2017

Der Übersetzung dieses 1950 zuerst erschienenen Buches liegt die 7. Auflage von 1969 zugrunde, die vom Autor durchgesehen und erweitert wurde.

Erste Auflage dieser Ausgabe 1974

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Walter-Verlags Olten

© Octavio Paz, 1969

©der deutschen Übersetzung: Walter-Verlag Olten, 1970
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-241-073

Das »Andere« gibt es nicht: so lehrt der »vernunftgemäße Glaube«, die unheilbare Überzeugung menschlicher Vernunft. Identität = Realität, als ob am Ende mit absoluter Notwendigkeit alles »ein und dasselbe« sein müßte. Aber das »Andere« läßt sich nicht aus der Welt schaffen: es besteht beharrlich fort, es ist der harte Knochen, an dem die Vernunft sich die Zähne ausbeißt. – Abel Martin glaubte, kraft seines »dichterischen Glaubens«, der nicht weniger menschlich als der »vernunftgemäße« ist, an das »Andere«, an die wesentliche Heterogenität des Seins, mit anderen Worten, an die unheilbare »Andersheit«, der das »Eine« unterworfen ist.

Antonio Machado

Inhalt

Einführung	9
I	
Der <i>Pachuco</i> und andere Extreme	20
II	
Mexikanische Masken	37
III	
Allerheiligen, Allerseelen	53
IV	
Die Söhne der <i>Malinche</i>	70
V	
Cortés und die Folgen	92
VI	
Auf der Suche nach sich selbst	118
VII	
Mexikanische Intelligentsia	148
VIII	
Anbruch der Weltgegenwart	170
IX	
Dialektik der Einsamkeit	189
X	
Gesellschafts- und Opferpyramiden	206

Einführung

1. Der kulturkritische Essay in Iberoamerika

Während die Lyrik und der moderne Roman Lateinamerikas seit den letzten Jahren durch Übersetzungen – wenigstens in einer Anzahl von Gipfelleistungen – bei uns bekannt wurden [Walter Haubrich sprach anlässlich der Frankfurter Buchmesse 1968 von der »vielleicht interessantesten Literatur unserer Jahre«], ist der iberoamerikanische Essay von den Verlegern der deutschsprachigen Länder in seiner Wichtigkeit und Vielfalt noch gar nicht entdeckt worden, obgleich er der unmittelbarste Ausdruck und das eigentliche Instrument eines auf der Suche nach sich selbst begriffenen Subkontinents sein dürfte. Diese im alten Europa entwickelte offene Prosaform war die einzig geeignete, »eine Lücke zu schließen, die durch unzureichende wissenschaftliche Erforschung ökonomischer, sozialer und kultureller Probleme und ihrer Hintergründe entstanden war«, bestätigt der Soziologe Beyhaut aus Uruguay. So ist der Essay in Lateinamerika ein Kind des Mangels – aber auch des Überflusses: denn »wes das Herz voll ist, des fließt der Mund über«. Und seit der Kolonialzeit leidet jener Halbkontinent unter fremder Ausbeutung. Nach Abschüttelung des spanischen Joches in den Unabhängigkeitskriegen hatte das Selbstbewusstsein der jungen Nationen sich kaum zu entwickeln begonnen, als eine neue Macht – der nordamerikanische Wirtschafts-imperialismus – ihre Fühler gierig nach dem jungen Länderblock ausstreckte.

Betrachtet man Wesen und Aufgabe des Essays – für Montaigne ein Instrument der Kritik, für Dilthey die Kristallisation eines Erlebnisses, für Adorno und Bense ein Experiment –, so versteht man, daß Iberoamerika mit seiner vielschichtigen Problematik ein Stoffgebiet par excellence für diese Literaturform sein mußte. Die halb szientifische, halb literarische, im Spannungsfeld zwischen Gefühl und Intellekt stehende, subjektiv beziehende, eher emotionell denn logisch strukturierte

Form, die Vision und Konfession, zuweilen auch Aktion anstrebt, wurde von der geistigen Elite Lateinamerikas aus Paris, Madrid, Coimbra mitgebracht. Doch welche Stoffe lagen für dieses hochstilisierte, geistsprühende, bilderreiche Genre vor? Der Übergang vom Pariser Boulevarddasein zum harten Leben auf der Estancia, im Altiplano, im Llano oder Sertão war schroff und eine realistische Sichtweise durch den Schleier der europäischen Romantik versperrt (allerdings verdankt Amerika diesem naiven Wunschbild des »guten Wilden« auch die Entdeckung des Indios). Also mußten die importierten Illusionen korrigiert, wie der später übernommene Positivismus revidiert werden. Daher war die Aufgabe zunächst reine Bestandsaufnahme der Wirklichkeit, in die aber schon bald utopische (der Kontinent der Zukunft), prophetische und allmählich polemische Töne sich mischten. Der den lateinamerikanischen Intellektuellen immer deutlich auffallende Gegensatz zwischen »Zivilisation und Barbarei« in ihrem Lande – die koloniale Struktur blieb ja auch nach der Loslösung von den Kolonialmächten im wesentlichen erhalten und förderte weiterhin die feudalistische Ausbeutung – wurde zum erstenmal von dem großen argentinischen Schriftsteller Sarmiento 1845 gültig formuliert.

Dennoch muß man heute diesem Mann zwei große Irrtümer anlasten. Er glaubte, die Zukunft seines Landes hänge von der Fähigkeit ab, die Vereinigten Staaten nachzuahmen; außerdem lehnte er die Rassenvermischung ab: zwei Thesen, die der später sich bildenden »iberoamerikanischen Weltanschauung« diametral entgegenstanden. Zu deren Vorläufer muß man den großen Schriftsteller und Politiker – Kontemplation und Aktion bilden in der iberoamerikanischen Welt oft eine Funktionsgemeinschaft – José Martí rechnen, der die Befreiung Kubas von Spanien als die Befreiung ganz Hispanoamerikas auffaßte. Leidenschaftlich wies er auf die Verpflichtung des Lateinamerikaners hin, sich und seine eigene Wirklichkeit zu erforschen und die sterile Nachäffung Europas und Nordamerikas aufzugeben. Wie sollte denn eine Elite ihr Land regieren, wenn sie alles durch die Brille des Auslandes sah und die Kultur der abendländischen Antike besser als die Altamerikas kannte? Obzwar Martí vom romantischen Liberalismus herkam, sah

er, in sozialer und politischer Hinsicht, dennoch Dinge voraus, die ihn in die spätere »littérature engagée« einreihen, wie sie in unserem Jahrhundert Sartre als Forderung an den modernen Schriftsteller ausdrücklich stellte. Dennoch scheint diese Forderung für Iberoamerika weniger neu als für die Alte Welt zu sein. »Das Wort als Waffe«, wie Günther W. Lorenz dieses Engagement darstellt, war dort längst eine selbstverständliche Devise. Sie reicht von der Verteidigung der Indios durch Las Casas über Guimarães Rosas »Engagement des Herzens« bis zu Carlos Fuentes' offenem Aufruf zur bewaffneten Revolution.

Der erste eindringliche Anstoß zur Selbstbesinnung, der die Haltung einer ganzen Generation in Lateinamerika bestimmen sollte, war Rodós »Ariel« vom Jahre 1900. Seine ästhetisierende, idealistisch beflügelte Anklage gegen den nordamerikanischen Utilitarismus wurde schließlich zum Credo des Hispanoamerikanertums. In der dialektischen Parabel aus Shakespeares »Sturm« (Ariel = Idealismus = Lateinamerika/Caliban = Materialismus = Nordamerika) sprach der uruguayische Schriftsteller offen die hispanoamerikanische Problematik aus, wie sie allen fortschrittlichen Intellektuellen dieses Subkontinents auf der Seele brannte. Rodós Idearium war ein Schlag gegen die »Nortomanie« aller Iberer. Dieser Aufforderung nach Selbstbesinnung, nach Aufwertung der eigenen Vergangenheit mußte eine Auseinandersetzung mit dem Rassenproblem in dem vielrassigen Kontinent notwendigerweise folgen. Des Bolivianers Alcides Arguedas Romantitel »Raza de Bronce« wurde gleichsam zum Schlagwort des sich anbahnenden *mestizismo*. Bald darauf verkündete der Argentinier Ricardo Rojas in seinem Essay »Eurindia« (1924) das Ideal der Verschmelzung der europäischen mit der indianischen Rasse. Dem schließt sich 1928 der Peruaner Mariátegui mit sieben Essays zur Interpretation der indianischen Wirklichkeit an, die das furchtbare Elend der Hochlandindios ans Licht der Weltöffentlichkeit brachten und die, angesichts der fatalen sozialen Verhältnisse, eine linksradikale Lösung anstrebten. Weitere bedeutende »Soldaten der Feder« stellen sich in den Dienst der »verspäteten Aufklärung in Lateinamerika« – die auch heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Das Jahr 1933 bedeutet für die »Filosofía de América« einen Höhepunkt: Zwei bedeutende, umfangreiche Werke erscheinen, die heute als Klassiker zur Sozialgeschichte der Menschheit zu rechnen sind: des Brasilianers Gilberto Freyres »Herrenhaus und Sklavenhütte« und des Argentiniers Martínez Estrada »Röntgenbild der Pampa«. Freyres Buch ist ein rückhaltloses Bekenntnis zum *mestizismo*. Er weiß genau, daß ohne den Schweiß Afrikas die Synthese Brasilien nicht gelungen wäre. Sein farbenreiches Fresko schildert den ökologischen Prozeß der Anpassung der Portugiesen an die tropische Umwelt und an die vielfarbige Gesellschaft, der in seiner Art ein Modellfall für die Rassengeschichte der Menschheit geworden ist. Estrada versucht den überkommenen antithetischen Topos von Zivilisation und Barbarei in einer Synthese zu überwinden. Die Pampa und Buenos Aires sind für ihn nur scheinbar Extreme: Unter dem Frack des Porteño (Einwohner der Hauptstadt) schlage immer noch ein unverdorbenes Gauchoherz. Die Quelle allen Übels sei die kritiklose Übernahme der europäischen Zivilisation. Das ständige Schielen nach dem Fremden – das Sarmiento suggeriert hatte – habe den Argentinier seinem eigentlichen Wesen entfremdet. In der Überwindung dieses Zwierspaltens sieht er die einzige Möglichkeit einer argentinischen, ja der iberamerikanischen Zukunft überhaupt.

2. Auf der Suche nach der Mexikanität

Im Rahmen der iberamerikanischen Essayistik nimmt Mexiko eine Sonderstellung ein. Bezeichnend ist Xavier Villaurrutias Definition des mexikanischen Essays als »literatura de ideas«. Der geistesgeschichtliche und kulturinterpretierende Akzent ist in dieser reichlich vertretenen Literaturgattung des Landes deutlich zu spüren. Andere Motivationen, als sie in den übrigen lateinamerikanischen Ländern gegeben sind, haben dem mexikanischen Essay sein besonderes Gepräge gegeben: die enge – wenn auch widerwillige – Tuchfühlung mit dem Kolos im Norden, die Vorherrschaft der Mestizen statt der Weißen, die nie ganz abgerissene Verbindung mit der indianischen Vergangenheit (bereits vor hundert Jahren begann man eifrig mit Aus-

grabungen), schließlich die große mexikanische Revolution, die ein echt nationales – von außen kaum beeinflusstes – Phänomen darstellt.

Das Jahr 1910 bedeutet den entscheidenden Wendepunkt in der politischen und literarischen Geschichte Mexikos. Als die Revolution ausbrach, verließen auch die Schriftsteller ihren Elfenbeinturm: der zu Ende gehende *modernismo* hatte im wesentlichen nur ästhetisch-kosmopolitische Ziele vertreten. Kurz zuvor war das »Athenäum der Jugend« gegründet worden, dessen bedeutendste Köpfe Antonio Caso, José Vasconcelos, Pedro Henríquez Ureña und der Universalgelehrte Alfonso Reyes waren. Diese Gruppe erlesener Geister hatte – als eine mexikanische Sturm-und-Drang-Bewegung – dem Positivismus endgültig den Todesstoß versetzt. Ähnlich den Enzyklopädisten der europäischen Aufklärung, wurden sie die geistigen Führer der Revolution. Im gleichen Jahr rief Justo Sierra anlässlich der Einweihung der Nationaluniversität die mexikanische Jugend zur Erforschung der mexikanischen Realität auf, wodurch sie notwendigerweise auf das Problem der »beiden Amerikas« stoßen mußte. Aus der Sicht mexikanischer Philosophen war die Revolution »eine Rückkehr zu den Wurzeln«, eine Behauptung mexikanischer Werte vor den fremden, die während der langen Porfirio-Díaz-Diktatur in Fülle importiert worden waren. Daher die begeisterte Aufwertung des vorspanischen Amerikas, wie sie in der *indigenismo*-Bewegung zum Ausdruck kam. Und die Indios spielten eine wesentliche Rolle in diesem Kampf. Der populärste Kopf der Athenäums-Bewegung wurde Vasconcelos durch seinen Essay »Kosmische Rasse« vom Jahre 1925 mit dem bezeichnenden Untertitel »Mission der iberoamerikanischen Rasse«. Den klassischen Rassebegriff negierend, prophezeit er den Mestizen eine große, globale Zukunft. Seine spiritualistisch-messianistischen Töne erinnern deutlich an Rodó. Vasconcelos' Gedanken übten einen gewaltigen Einfluß auf den ganzen iberoamerikanischen Subkontinent aus. Sie bedeuteten eine wahre »*défense et illustration de la culture hispanique*« gegen den angelsächsischen Pragmatismus und ein absolutes Bekenntnis zum Mestizismus. Der gestrenge Kritiker Antonio Zum Felde urteilt wohl etwas zu hart, wenn er sagt: »Das Gute an ihm war nicht neu, das Neue

nicht gut.« Die große Suche nach dem mexikanischen Wesen, wie sie als geistiges Anliegen der Revolution zugrunde lag, war – von der Begeisterung zum Aufbruch getragen – eine essayistische Epoche schlechthin. Und so liegt denn auch eine Menge großartiger Prosa vor, von der, aus Raumgründen, hier nicht weiter gesprochen werden kann. Wissenschaftlich fundierter als die Untersuchungen der Gründergeneration sind die mit dem berühmten Essay von Samuel Ramos vom Jahre 1934, »Das Profil des Menschen und die Kultur in Mexiko«, einsetzenden. Mit den beiden bereits genannten aus derselben Zeit (Freyres und Estradas) bildet Ramos' Werk – wie der mexikanische Philosoph Abelardo Villegas behauptet – die eigentliche Grundlage der »Filosofía de América«. Ramos' Absicht ist der Abbau des mexikanischen Minderwertigkeitskomplexes: »Der Mexikaner ist nicht minderwertig, er fühlt sich minderwertig!« Er messe sich mit fremdem Maß, das nicht er selbst, sondern Europa geschaffen habe. Daher seine üble Imitationssucht und die fatale Sterilität. Mit einem »Werde, der du bist!« will er den Mexikaner zur Selbstbesinnung rufen und ihm, trotz aller Sirenengesänge aus dem Norden, Vertrauen zum Mexikanertum einflößen. Daß Octavio Paz' »Labyrinth der Einsamkeit« diesem Werk sehr viel verdankt, bekennt er selbst.

3. Octavio Paz und sein Werk

Die Tatsache, daß der folgende Essay die erste Monographie von Octavio Paz ist, die in deutscher Sprache erscheint – während ein großer Teil seines Werkes bereits in einer Reihe von anderen Sprachen vorliegt –, rechtfertigt einen kurzen Bericht über sein Leben und sein Werk.

Octavio Paz wurde 1914 in Mexiko geboren. In seinen Adern fließt spanisches und indianisches Blut. Sein Großvater war aktiver Anhänger des *indigenismo*, wodurch ein für Mexiko zentrales Thema schon früh in Paz' Gesichtskreis trat. Sein Vater, Advokat und während der Revolution Anhänger des Landreformers Zapata, kam durch ein Eisenbahnunglück ums Leben. Mit 17 Jahren bereits gründete Paz eine avantgardistische Zeitschrift. In dieser Zeit beginnt er die großen ibero-

amerikanischen Dichter, aber auch schon Eliot, Perse, Breton, Novalis, Nietzsche, Marx zu lesen. Mit 19 schreibt er seine ersten Gedichte. Mit 22 verläßt er ohne Examen die Philosophische Fakultät von Mexiko City und geht nach Yucatán, um eine Sekundarschule für Arbeiter- und Bauernkinder zu gründen. Hier, im alten Mayaland, beschäftigt die indianische Vergangenheit seine Phantasie. 1937 reist er zu einem Schriftstellerkongreß in das vom Bürgerkrieg erschütterte Spanien. Dort lernt er die geistige Elite kennen, die sich für die Sache der Republik engagiert hatte: Rafael Alberti, Luis Cernuda, César Vallejo, Pablo Neruda und Miguel Hernández, dessen späterer Tod im Gefängnis ihn tief berührt. Was ihn mit diesen Männern verband, war seine echt sozialistische Gesinnung; was ihn später von vielen trennte: sein Bruch mit dem Stalinismus. 1938 kehrt er über Paris, wo er den großen kubanischen Schriftsteller Carpentier kennenlernt, nach Mexiko zurück. Dort beginnt er eine eifrige politische und literarische Tätigkeit. Die Gründung der poetischen Zeitschrift »Taller« fällt in diese Zeit. Ein Zeugnis aus jenen Tagen: »Die Poesie war eine lebenswichtige Tätigkeit für uns, wir wollten uns in etwas verwirklichen, das uns selbst überstieg.« Blake, Rimbaud, Baudelaire, Nerval regen ihn an. Mit dem bedeutenden Dichter Villaurrutia begründet er die Kulturzeitschrift »El Hijo Pródigo«. 1943 geht er mit einem Stipendium nach San Francisco, wo er die angelsächsische Poesie entdeckt. Es waren, wie er selbst bekennt, Jahre der Armut und Jahre innerer Krisen. Yeats, Cummings, Pound, Jorge Guillén, Tablada sind die großen Erlebnisse seines New Yorker Aufenthaltes. In diesem »Land der Maschinen« entdeckt er seine Mexikanität. 1945 tritt er in den Auswärtigen Dienst seines Landes und geht nach Paris, wo er mit dem französischen Surrealismus bekannt wird. Breton, Supervielle, Michaux vertiefen sein poetisches Erlebnis. Sartres Existenzialismus läßt ihn, nach der Lektüre Schellers, Heideggers, Ortegas kühl. 1950 erscheint sein erster großer essayistischer Wurf: »Das Labyrinth der Einsamkeit«, die Frucht einer mehrjährigen Reflexion über das Mexikanertum, ein helllichtiges und zugleich leidenschaftliches Suchen nach dem Wesen, »das wie ein Komet aus Jade durch die Geschichte stürmt, das zum Zentrum des Lebens zurückkehren,

das wieder Sonne werden möchte«. 1952 »geht der Indio nach Indien« und anschließend nach Japan. Nach dem Paris des Surrealismus wird der Orient die entscheidende Erfahrung seines Lebens. »Durch die deutschen Romantiker und die französischen Surrealisten war ich darauf vorbereitet«, schreibt er. Seine große Eroberung wurde die Poesie des Fernen Ostens, die Weltansicht des Buddhismus, Taoismus, die Zen-Lehre, die indische Erotik. Subjekt und Objekt – die uralte fatale Dichotomie des abendländischen Denkens – werden eins: »Jenseits meiner selbst erwarte ich meine Ankunft.« Im japanischen Haiku (Dreizeiler) lernt er die Spannung zwischen Reden und Schweigen schätzen, im chinesischen Ideogramm entdeckt er die visuelle Komponente der Poesie, die im Abendland erst die Konkretisten einzuführen versuchen. »Nichts ist wirklich außer dem Bewußtsein des Augenblicks« kennzeichnet sein tiefes Verständnis Bashos, des klassischen Haikudichters aus dem 17. Jahrhundert, des feinsinnigen Sängers der Erde, für den das Kleinste in seiner Bedeutung dem Größten gleich ist. Die Jahre 1953 bis 1959 verbringt er in seiner Heimat Mexiko, wo er eine rege publizistische Tätigkeit entfaltet. Der Surrealismus bleibt sein großes Thema. 1953 erscheint »Aguila y Sol«, eine Sammlung von »Prosa-Poesie«, wie er sie, um sie gegen die dichterische Prosa der Modernisten abzuheben, selbst definiert. Konzeptistische (Gongora) und surrealistische Einflüsse verbinden sich darin mit einer Art von Humor, die im gesamten iberischen Bereich selten ist. Im Jahre 1956 erscheint seine große Summa poetica: »El Arco y la Lira«, ein poetologischer Essay mit weitausgreifenden Betrachtungen über das Phänomen, die Aufgabe und Wirkung des Dichterischen: eine moderne Ars poetica. Im darauffolgenden Jahr erscheint das Gedicht »Piedra del Sol«, als Synthese seiner damaligen Lyrik, in der die altmexikanische Schau der Einheit von Ort und Zeit, wie sie symbolisch dem Aztekenkalender zugrunde liegt, zum Ausdruck kommt. Etwa zur gleichen Zeit erscheinen eine Auswahl seiner Gedichte aus den Jahren 1935 bis 1957 unter dem Titel »Libertad bajo Palabra«, dann »Peras del Olmo«, eine interessante Sammlung von Aufsätzen zur mexikanischen Poesie und Malerei, sowie sein Einakter »La hija de Rappacini« (nach einer Geschichte von Hawthorne gestaltet). In die Jahre

1952/53 fällt sein zweiter Parisaufenthalt, wo er seine Gedichte aus den Jahren 1958 bis 1961 in dem Band »Salamandre« zusammenstellt, »in dem die Worte nicht das sagen, was sie sagen«. In der Literaturmetropole an der Seine wird er unter anderem auf den Fall Pessoa aufmerksam. Er übersetzt eine Sammlung dieses »Unbekannten seiner selbst« ins Spanische und bleibt von da an ein Bewunderer des großen Portugiesen, dessen Biographie so arm wie sein Werk reich ist. Wie immer nimmt auch hier Paz die »Wörter beim Wort«: »Pessoa = persona = die Maske, die sein viergeteiltes Ich (Heteronymie) vor der Welt verbarg«. Außer Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen stellt er, vermittelt linguistischer Informanten, vier moderne schwedische Dichter vor (Martinson, Lundkvist, Ekelöf, Lindegren) und den schon genannten »Diesseits-Metaphysiker« Basho. 1962 geht er zum zweitenmal nach Indien, wo asiatische Geistigkeit ihn erneut in ihren Bann zieht. Das erste Erlebnis wird vertieft und objektiviert: »Indien, seinen phantastischen Nächten, seinen Bäumen, seiner Musik verdanke ich viel«; der Musik, die in Asien, wie alle Künste, noch dem Ritus und der Magie verhaftet ist. Auf die Ureinheit zwischen Kunst und Magie hatte Breton ihn hingewiesen und in der Alchimie der Wörter eine Brücke von der hochreflektierten Kunst zu den magisch-archaischen Seelenschichten zu schlagen versucht. 1965 erscheint »Cuadrivio«, ein Quartett von Dichtermonographien (Rubén Darío, López Velarde, Fernando Pessoa, Luis Cernuda), im darauffolgenden Jahr eine weitere Aufsatzsammlung, »Puertas al Campo«, ein Spaziergang quer durch den Garten zeitgenössischer Weltkunst und -literatur. 1967 erscheinen die Essaybände »Corriente Alterna«, ein Kaleidoskop moderner Kunst, Literatur, Moral, Politik, die als eine weltweite Bestandsaufnahme in Auswahl und Haltung deutlich das Interesse am Strukturalismus bekunden, wie ihn das folgende Bändchen »Claude Lévy-Strauss o el nuevo Festin de Esopo« zur Diskussion stellt. »Der Mensch ist nicht nur ein Zeichenschöpfer, sondern selbst Zeichen im kosmischen Kontext.« 1969 würdigt er in einer Monographie den dadaistischen Maler Marcel Duchamp, den er als großen Neuerer neben Picasso zu stellen wagt. Als einen gewissen Beitrag zur konkreten Poesie, der allerdings mehr auf Mallarmé

zurückgeht und abseits der deutschsprachigen und der brasilianischen Gruppe steht, kann man seine in jener Zeit erschienenen »Topoemas« bezeichnen. Der Ausdruck ist eine Verquickung von Topos = Ort, Raum + Poema. Der Autor nennt sie deshalb auch »poemas espaciales« (Raumgedichte). Die unkonventionelle Typographie (unterstützt durch Farben, Zwischenräume, flächiges statt lineares Arrangement und andere ikonographische Mittel) erfordert auch eine neue »Lesart« im wörtlichen Sinne (Apollinaires Kalligramme weisen schon in diese Richtung). Nach Benses Texttheorie wird durch diese neuartigen semantischen Konstellationen der alte progressive Literaturbegriff durch einen intellektuellen und experimentellen abgelöst. Schon Mallarmé war davon überzeugt, daß im Wort Potenzen ruhen, die durch die lineare Syntax zerstört werden. Eine originelle Erfindung sind die sogenannten »Discos visuales«, die Paz auch »Bewegungsgedichte« nennt. Sie bestehen aus zwei übereinander rotierenden Scheiben, deren untere durch Ausschnitte der oberen beim Drehen Fragmente eines Gedichtes erkennen läßt. Durch ständiges Auf- beziehungsweise Zublen den wird die Aufmerksamkeit anders als beim konventionellen Gedicht konzentriert. Im selben Jahr 1968 quittiert Paz als mexikanischer Botschafter in Neu-Delhi aus Protest gegen die blutige Auflösung der Studentenversammlung vom 2. Oktober 1968 auf der Plaza de Tlatelolco in Mexiko City den diplomatischen Dienst. »Die Schutzgötter der Olympiade haben ihren Blutzoll gefordert!« Das Jahr 1969 verbringt der Dichter anfangs in Frankreich, später in den USA, wo er als Gastprofessor an den Universitäten Pittsburgh und Austin Vorlesungen über hispanoamerikanische Literatur hält. Im gleichen Jahr faßt er seine Gedichte aus den Jahren 1962 bis 1968 unter dem Titel »Ladera Este« zusammen: die poetische Bilanz seines Asienerlebnisses. Paz, der Sohn aus dem Hochtal von Mexiko, wo die Erdmutter Coatlicue, der regenspendende Tlaloc und der lichte Gottesjüngling Quetzalcóatl immer noch die Alpträume der Indios bevölkern, dringt mit diesen Versen in das rätselvolle Reich Schiwas und Kalis ein. – 1969 ist ein weiterer Essayband »Conjunciones y Disyunciones«, erschienen. Eine in Indien gereifte Neusicht des Körpers, dem »Spiegel des Universums«. Anfang 1970 ging Paz als Gastprofessor an

die englische Universität Cambridge. Gleich vielen seiner Vorbilder ist er ein Weltwanderer, ein Pilger auf der Suche nach der fünften Himmelsrichtung, die, nach alter aztekischer Vorstellung, zum Mittelpunkt der Welt – nach Mexiko – führt.